

Die
Geschichte des k. k. Militärs
aus allen Waffengattungen
mit Inbegriff der
Nationalgarden

von der frühesten Zeit bis zur Gegenwart.

Illustriert

mit mehreren hundert Vignetten, Schlachtenbildern und Scenen aus dem
Kriegsleben, Portraits ausgezeichneter vaterländischer Helden, nebst vielen
Beilagen der stufenweisen Uniformirung &c. &c.



Verfaßt und herausgegeben

von

Anton Biegler,

Nationalgardist.

Erstes censurfrees National-Bilderwerk.

Wien, 1848.

Gedruckt bei Anton Benko.

82806 0

110

Geographische Anstalt

und des Verlags

in Wien

Verlag

in Wien

Eigenthum und Verlag des Herausgebers,
wohnhaft in Wien, Vorstadt Wieden, Kettenbrückengasse Nr. 828.

Verlag

in

Wien

Verlag

Verlag

in Wien



Einleitung.

Kampf und Krieg waren Lebens-elemente der Deutschen, die es für die größte Ehre des Mannes hielten, sich dem Waffendienste zu widmen. Ihre Armeen waren daher auch meistens sehr zahlreich, denn ihre Stärke beruhte nicht nur auf einem eigenen, aus der bürgerlichen Gesellschaft verschiedenen Kriegstand, sondern jeder Waffenfähige ohne Ausnahme war zum Kriegsdienste verpflichtet. Auch blieb der Deutsche bis an seinen Tod Soldat, oder wenigstens so lange, bis ihn das Greisenalter und körperliche Gebrechen zum Dienste gänzlich untauglich machten.

Waren nun die Grenzen des Vaterlandes von einem Feinde bedroht, oder wollten sie selbst einen Angriff gegen einen Nachbarstaat ausführen, so wurde Krieg beschlossen, was gewöhnlich bei einem öffentlichen Trinkgelage geschah, wobei man zugleich den



Tapfersten aus dem Volke zum Führer des Heeres erwählte. Die Feierlichkeit bei einer solchen Wahl bestand darin, daß man den gewählten Anführer auf einen Schild erhob, und ihn als den Herzog begrüßte *).

*) Die Benennung Herzog oder Fürst hatte bis in die fränkischen Zeiten eine allgemeine Bedeutung, und bezeichnete einen Angesehenen, Hervorragenden oder Bornehmen. Später wurde es der Titel des Nächsten nach dem Könige, und ein Jeder hatte das Fürstentum, welcher beim Banner des Königs Gericht halten, und eine Heeresmacht aufbieten konnte.

Dieser forderte nun aus jedem Gaue die nach Umständen erforderliche Anzahl von Kriegern zum Heerbanne *) auf, oder er ließ bei drohender Gefahr auch wohl die ganze Nation durch ein allgemeines Aufgebot zu den Waffen rufen.

Gewöhnlich leisteten die Deutschen einem solchen Aufrufe die willigste Folge, und ließen sich, den Acker zu bauen, oder die Ernte abzuwarten nicht so leicht bereben, als gegen den Feind zu ziehen; ja sie hielten es sogar für lästig und träge, dasjenige im Schweiße der Arbeit zu gewinnen was sie mit ihrem Blute durch Beute sich verschaffen konnten.

Dem Befehlshaber, den sie für die Zeit des Krieges mit der Macht über Leben und Tod zu sprechen erwählt hatten, und nach der eigenthümlichen Volkssitte auf den Schild gesetzt, auf ihren Schultern herumtrugen, gaben sie ein bewaffnetes Gefolge in der Art einer Leibwache, die mit ihrem Leben für seine Erhaltung bürgen mußte. Wahrscheinlich bestanden aber auch schon mehrere Abstufungen von Unterbefehlshabern bei dem Heere der Deutschen, wobei eine hochadelige Geburt oder die Verdienste des Vaters schon in jenen Zeiten dem, — des eigenen Verdienstes entbehrenden Sohne, den früheren Eintritt in den Militärdienst und eine schnellere Beförderung zu den militärischen Würden verschafften **).

Die Anführer der deutschen Heere erhielten von dem Volke ohne anderweitiger Einkünfte bloß die erforderlichen Waffen, Pferde, Reitzzeuge, Lebensmittel u. s. w. unentgeltlich, und auch der gemeine Soldat hatte außer der Verpflegung keinen andern Sold, als seinen Antheil an der gemachten Beute.

Als in Germanien die Bevölkerung so sehr zunahm, daß sich die Familien in ihren Besitzungen beengt fühlten, machte man in den Volksversammlungen Vorschläge, Kolonien auszusenden, damit sich diese im Auslande Wohnsitz aufsuchen, und somit ein neues Vaterland erobern sollten. Dabei fehlte es selten an einem zahlreichen, durch Adel und Kampfruhm ausgezeichneten Anführer, und eben so wenig an einem zahlreichen Zulauf von Kriegslustigen, welche es weit bequemer fanden, mit dem Schwerte das zu

*) Den Heerbann nannte man in der durch Kaiser Karl dem Großen an die Stelle der früheren Heermanie und der Gefolgenschaften gesetzten altdeutschen Kriegsverfassung das Aufgebot aller waffenfähigen Freien zur Heeresfahrt, d. h. zu einem Nationalkriege; denn zu einem Privatheereszuge des Reichsoberhauptes oder eines der Reichsbeamteten waren nur die Inhaber von Lehengütern Kriegsdienstpflichtig.

**) Als die deutschen Stämme nach Zertrümmerung des Römerreichs sesshaft wurden, blieben die von ihnen für die Dauer eines Krieges gewählten Anführer oder Herzoge die Oberhäupter ihrer Völker, und ihre Würde wurde in gewissen altedlen Geschlechtern erblich. So erscheinen zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts Herzoge der Thüringer, der Baiern, der Burgunder und bald auch der Alemanen, Friesen u. s. w. Es lag aber in der Politik jener Zeit, die emporstrebende Macht und Selbstständigkeit jener Volksherzoge niederzuhalten, und so erschienen zu Ende der Regierung Kaiser Karl des Großen statt ihrer, in allen fränkisch deutschen Provinzen, zeitweilige Sendboten und in den Grenzlandschaften Markgrafen angestellt.

Indessen gelangten schon unter Ludwig dem Frommen diese hohen Reichsbeamteten wieder zur Herzogswürde, wie denn z. B. in Sachsen und Baiern das Herzogthum sich aus der Markgraffschaft bildete, in Alemannien aus der Sendgraffschaft, in Ostfranken aber aus beiden Aemtern zugleich. Die Herzoge in diesem letztern Sinne waren für eine ganze Provinz, was die unter ihnen stehenden Grafen in ihrer Gaugraffschaft waren, d. h. mit Civil- und Militärgewalt bekleidete Oberstaathalter des Königs.

erwerben was sie in der Heimat mit Pflug und Sense mühsam hätten erarbeiten müssen, woraus dann die sogenannten Gefolg- oder Waffenbrüderschaften (Comitate) entstanden.

Gewöhnlich war das germanische Fußvolk nur mit kurzen Speißen bewaffnet, welche mit einer schmalen und sehr scharfen eisernen Spitze versehen waren, und sowohl zum Stoß in der Nähe, als zum Wurf gegen entfernte Feinde gebraucht wurden.



Auch hatten sie Wurfspieße, welche sie, da sie im Gefechte oft nackt oder nur mit einem Felle leicht bedeckt waren, ungeheuer weit schleudern konnten. Bei einigen Stämmen waren theils kurze theils lange Schwerter, hölzerne Keulen, Bogen und Pfeile im Gebrauche.

Die Reiter führten ebenfalls Speiße und trugen, so wie das Fußvolk große Schilde. Ihre Rüstungen waren ohne besonderer Verzierung; ihre Schilde waren zwar lang, aber schmal, entweder aus Holz, Weidengeflecht, Baumrinde oder Leder verfertigt, und zur Unterscheidung mit ausgesuchten Farben bemalt.

Diesen Schild hielten die Germanen für so heilig, daß der Soldat, der ohne demselben aus der Schlacht heimkehrte, als ehrlos betrachtet und von dem Gottesdienste, so wie von den Volksversammlungen ausgeschlossen wurde, was nicht selten zur Folge hatte, daß ein solch Unglücklicher seinem gebrandmarkten Leben, meistens durch Selbstmord ein Ende machte.

Wenige Germanen trugen Panzer, noch seltener waren bei ihnen Sturmhauben oder Helme. Ungeachtet ihre Bewaffnungsart sehr mangelhaft war, und sie mehrere Theile des Körpers unbedeckt den feindlichen Schwertern bloß gaben, so liebten sie dennoch das Handgemenge vorzugsweise und suchten in jedem Gefechte im Vertrauen auf ihre überwiegende Körperkraft dasselbe bald möglichst herbeizuführen.

Statt der Fahnen bedienten sich die Germanen als Feldzeichen einiger Bilder von Thieren, die im Kriege von den Truppen auf hohen Stangen einhergetragen, im Frieden aber wieder in die heiligen Haine, wohin man auch den Antheil der Beute den Göttern ablieferte, zurückgebracht wurden.

Die Stärke der deutschen Kriegsschaaren bestand in dem Fußvolke, welches aus der auserlesensten Mannschaft zusammengestellt wurde. Dieses wirkte auch durch seine große Behändigkeit sehr geschickt und nachdrucksvoll in den Reitergefechten mit. Es war in Compagnien zusammengestellt, die immer aus Männern des nämlichen Gaues gebildet wurden. Von der Anzahl einer solchen Abtheilung führten sie den Namen »Hunderter« und diese Vereinigung aus Bekannten und Verwandten in einem und demselben Schlachthausen diente nicht selten als ein vorzüglicher Antrieb zur Tapferkeit.

Die Germanen waren auch gute Schwimmer, welches ihrem Fußvolke besonders in den meistens an großen Flüssen geführten Kriegen bedeutende Vortheile gewährte.

Die Reiterei machte den kleinern Theil der germanischen Heere aus, und war auch nicht so gut beritten wie die römische. So waren auch die germanischen Pferde weder

gut gestaltet noch schnell in ihren Bewegungen, da sie nicht so schulmäßig wie bei den Römern zugeritten, und im Kreise zu wechseln nicht so gut eingeübt wurden.

Die Deutschen ritten entweder gerade aus, oder sie warfen sich durch eine einzige Bewegung geschickt auf die Seite. Die Pferde wurden weder mit Sattel noch Steigbügel versehen, weil die Reiter im Gefechte sich um so schneller von den Pferden herablassen und dann den Kampf mit ihrem Gegner zu Fuß fortsetzen konnten.

Auch geschah es, daß mit den Reitern zugleich als ihre Beschützer, Leichtbewaffnete neben den Pferden, an dessen Mähnen sich festhaltend, herliefen, und dann, wenn der Reiter vom Pferde stürzte den Kampf mit dem feindlichen Gegner fortsetzten. Uebrigens waren die Pferde auch so abgerichtet, daß sie auf dem Plage, wo der Kampf zu Fuß geschah, ruhig stehen blieben.



Die Noriker, Karnier und Rhätier fochten Anfangs wie ihre celtischen Stammväter mit naktem Oberleibe, nachdem sie, um recht gewandt ihre Waffen handhaben zu können, ihr Oberkleid wegwarfen. Dieses bestand gewöhnlich aus einer Thierhaut, jedoch trugen sie später lederne und eiserne Panzer. Die Vornehmeren trugen früh schon Weiröcke, und mit Pelzwerk verzierte Wämser oder kurze Röcke; übrigens war die Tracht bei den verschiedenen Stämmen, auch verschieden. Die Fußbekleidung war vom Leder, meistens mit der rauhen Seite auswärts *).



Helme als Kopfbedeckung waren selten, und statt diesem, bedienten sich die Germanen gewöhnlich der Köpfe von Thierhäuten, mit aufgesperrtem Rachen oder mit Hörnern, wobei sie das Fell als Mantel um die Schulter schlugen um sich dadurch bei dem Feinde ein furchtbares Ansehen zu verschaffen.

*) Die Kleidung der Weiber war im Ganzen dieselbe, doch trugen sie statt der Aermelröcke,

Die Illyrier und Pannonier bedienten sich auch des Bogens und der Schleuder. Alle diese Völker hielten ihre Waffen sehr reinlich, und wo edles Metall im Gebrauche war, zierte man sie damit. Auch bemalte man die Schilde mit glänzenden Farben, und verschiedenen Abzeichen, welcher Gebrauch in den spätern Zeiten beibehalten wurde, und die nächste Veranlassung zur Entstehung der Geschlechtswappen gegeben haben mag *).

Die Stämme welche das eigentliche große Germanien **) bewohnten, hatten zur Zeit der römischen Eroberung wahrscheinlich noch keine Städte, noch weniger feste Plätze; daher war ihnen auch die Kunst, Festungswerke zu vertheidigen noch ganz unbekannt.

Als Befestigungen der deutschen Lager sind nur die Wagenburg der Cimbrer bei Verona und jene des suevischen Heeres unter dem Heersführer Ariovist und Anderer bekannt.

Die Noriker schützten sich gegen die Streifereien ihrer unruhigen Nachbarn durch eine Art von Berhauen, welche aus jungen Bäumen mit durchgeflochtenen Nesten und dazwischen gestopften Gesträuchen bestanden, die wie eine Brustwehre gebaut waren, und durch die man weder gehen noch sehen konnte.

Sie unterschieden sich in natürliche Berhau wo die Bäume auf den Ort, wo sie gefällt wurden liegen blieben, und nicht ganz durchgesägt wurden, so daß sie mit etwa einem Drittheil der Holzstärke mit dem Stamme noch verbunden blieben; dann in geschleppte Berhau, bei welchen die Bäume von andern Orten herbeigeschafft werden mußten. In beiden Fällen wurden die Bäume mit den Stämmen kreuzweis mit den Kronen dicht aneinander gelegt. Das Aufräumen dieser Berhau ward noch durch starke Pfähle erschwert die man vor den Nesten einschlug.

Diese Berhau wurden theils vor den Schanzen, theils zur Sicherung des Raumes zwischen denselben, oft auch zur Sperrung von Hohlwegen angelegt. Ebenso wurden auch die aufgeworfenen Gräben vor der Schanze, oder das Glacis einer Festung mit Berhauen aus starken Baumästen oder mit stachlichtem Gesträuche versehen ***).

leinene, mit bunten streifen besetzte Gewänder ohne Ärmel, die mit einem Gürtel zusammengehalten wurden.

*) Das Wappenwesen steht mit dem Lehenwesen in engster Verbindung. Beide greifen in einander und bildeten sich gleichzeitig aus. Das Recht, ein Wappen zu führen, wurde ursprünglich nur einzelnen Personen ertheilt, welche dadurch besondere Rechte erhielten, die später auf die Familie vererbt, und dann auf das Besitzthum übergingen.

**) Germanien (Germania) nannten die Römer das, von german: deutschen Völkern bewohnte Land, welches im Westen der Rhein gegen das celt. Gallien, und im Süden die Donau, von ihrem Ursprunge an bis über die March (Marus) zur Gran (Granna) hin, gegen Windelicien und Noricum, beide von Celten bewohnt, und gegen Pannonien begrenzten; im Osten galt die Weichsel (Vistula) als Grenze, doch wohnten über sie hinaus noch germanische gegen wendische, sarmatische und esthische Völkerschaften; im Norden bildete das Meer die Grenze, welches der cimbrische Chersones (Jütland) in das germanische (Nordsee) und das suevische (Ostsee) Meer schied; von dem Letztern glaubte man, daß es mit dem starren nördlichen Eismeere zusammenhänge; der südlichere Theil der skandinavischen Halbinsel, von dem man Kunde hatte, galt für eine Insel und wurde mit den dänischen Inseln als Zugehör Germaniens unter den Namen Skandia oder Scandinavia begriffen. Seitdem die Römer auch das gallische Rheinland als Theil der Provinz mit dem Namen Germania I. und II. belegten, wurde das eigentliche Germanien oft durch die Zusätze magna auch barbara und transrhenana näher bezeichnet.

***) Die jetzigen Berhau erfüllen nur dann ihren Zweck, wenn sie durch Gewehr- oder Kar-

So waren auch die Angriffswaffen und Belagerungsmaschinen gegen befestigte Städte den Deutschen nur wenig bekannt, und daher nur Ueberrumpfung und Sturm die beiden vorzugsweisen Operationen, durch deren glückliche Ausführung sie sich geschlossener Orte und verschanzter feindlicher Lager bemächtigen konnten.

In der Folge suchten die Germanen die Angriffsweise der Römer nachzuahmen, die ihnen dabei auch, so wie bei vielen anderen Gelegenheiten, ohne die Folgen ihres eigenen Nachtheils zu bedenken, als bereitwillige Lehrer an die Hand gingen.

Als ein Beispiel des germanischen Krieges mag hier folgende Begebenheit dienen. Als die Batavier, auf der Insel, welche von dem Rhein, der Waal und der Maas gebildet wird, seit den Zeiten des Drusus Bundesgenossen der Römer genannt, jetzt aber durch ungebührliche Behandlung gereizt, sich erhoben, und mit ihren Verbündeten, den Germanen den Angriff auf das verschanzte und von zwei römischen Legionen verteidigte Lager Betera (bei Samtim am Rhein) unternahmen, hatte sich jeder Volksstamm allein für sich aufgestellt, damit die Tapferkeit desselben besonders erkannt werden möge.

So geordnet, griffen sie nun von der Ferne an, da die Römer in der Meinung, ihre Kraft und Waffen seyen zum Widerstande hinreichend, nur wenig Sorgfalt auf die Befestigung des Platzes verwendet hatten. Schon naheten sie sich den Thürmen und Mauern, wo sie aber von den Römern mit Würfeln und Pfeilen und mit herabgeschleuderten Steinen verwundet, und wieder zurückgedrängt wurden.

Bald erschienen sie wieder mit neuer Verstärkung, und erkletterten unter einem heftigen Geschrei auf den angelegten Leitern und den von den Schilden der Ihrigen gebildeten Schildkröten die Höhe der Mauern; jedoch von den vielen Schwertschlägen und Stößen, welche ihnen die Römer beibrachten, wurden sie wieder von den Mauern herabgestürzt, und zuletzt mit Pfeilen und Sturmballen überschüttet.

Durch diesen, mit großen Menschenverlust verbundenen Kampf noch wüthender gemacht, wendeten sie jetzt die ihnen bisher noch ganz ungewohnten Kriegsmaschinen an; die ihnen aber ebenfalls keinen Vortheil brachten, bis sie endlich durch römische Ueberläufer und Gefangene unterrichtet wurden, wie die Sturmbrücken zusammengesetzt und auf untergelegten Rädern und Walzen vorwärts gebracht werden müssen.

Auf diesen, von dem zusammengesetzten Thurmgerüste herabgelassenen Brücken, setzten sie nun den verwegenen Kampf mit den Römern, welche sich auf den Mauern festgesetzt hatten, fort, während Andere, unter der Brücke geschüßt, die Mauern zu untergraben suchten. Bald zerschmetterten aber die Römer dieses unförmliche Werk mit ihren Steinschleudern, und als hierauf die Germanen mit sogenannten Sturmdächern einen Versuch machten, warfen die Belagerten aus Wurfmaschinen brennende Spieße und andere brennende Feuerkörper darauf.

Dadurch entmuthigt, gaben die Germanen den Angriff wieder auf, und beschränkten sich bloß auf die Einschließung, da ihnen bekannt war, daß das römische Lager nur mehr auf wenige Tage mit Lebensmitteln versehen sey, und überdieß ein zahlreicher Haufe wehrloser Leute sich in demselben befände. Auch hofften sie noch auf Ver-

tätschenfeuer vertheidigt, namentlich flankirt werden können; weil der Feind dann das Aufräumen gar nicht, oder nur mit großem Verluste ausführen kann. Uebrigens gelingt es aber auch oft, die Verhaue durch Raketen, Brandraketen oder glühende Kugeln in Brand zu stecken.